

[Nachdruck verboten.]

26]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Abdallah aber schien ein Mann mit Prinzipien zu sein und zugleich ein Mann, der diese Prinzipien durchzuführen mußte mit einem Willen, der gehärtet und geschärft war in dem fruchtlosen Kampfe wacher Nächte, sich Gott zu nähern. Er las ihr Antlitz ab wie ein Thermometer und bemerkte ihre Scheu recht wohl.

Er sah auch, wie erhitzt sie war und schlug vor, sie möge baden. Im selben Atem fügte er hinzu, daß er selbst weiter draußen hinter der Landzunge baden wolle.

Sultana willigte ein.

Sie war ja trotz alledem eine Taube in den Klauen des Adlers. Sie hatte heute Mabruka, ihre zweite Mutter, nicht bei sich, bei der sie sich Trost holen konnte. Da war es doch befreiend, den Adler für eine Weile außer Sicht zu wissen.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß Sultana in der See badete.

Und wie an einem solchen schwülen Scirocotage, wo der Schweiß auf der Stirne und an den Mundwinkeln perlte, die See lockte und zog!

Sie entkleidete sich rasch und lief hinab zum Wasser, mußte aber auf halbem Wege nochmals umkehren und in ihre Pantoffeln schlüpfen, so unerträglich brannte der Sand unter ihren Fußsohlen.

Das Meer war niedrig, aber im Begriffe zu steigen. Die letzte Flut hatte etwa zehn Meter draußen eine solide Sandbank abgelagert und solcherart einen ganzen Kleinen See eingedämmt, dessen leichtes, sonnenerhitztes Wasser blank und stille stand.

Dies Bauen von Eintagsbrücken schien wie eine Kinderlaune der See und gefiel Sultana ausnehmend.

Sie plätscherte in dem warmen Wasser umher mit der Neugierde und den für alles offenen Augen eines Kindes. Hier gab es genug zu betasten für solch kleines Mädchen, das nicht viel anderes von der Welt kannte als das eigene Elternhaus. Sie untersuchte eine nach der anderen, alle diese schnurrigen Karitäten, die das Meer ans Land spülte. Da waren moosgrüne Wälle, die hohl schwappten. Steckte sie einen Finger durch, so floß alles Wasser aus, und das war ja nicht so merkwürdig, aber wie war das Wasser hineingekommen? Ob es eine Art Tiere waren, die trinken konnten? Dann gab es schneeweiße Sepiaschilder, deren Ursprung oder Bestimmung sie nun gar nicht begriff, aber mit denen sich gut im Sande graben ließ.

Da waren ganze Schwärme winzigkleiner Fischchen, die der Damm eingesperrt hatte. Sie erbaute selbst neue Sandbänke, um noch kleinere Seen abzugrenzen, in denen sie die Fische mit den Händen greifen wollte, aber die Behendigkeit der Tierchen machte diese kluge Taktik zu schanden.

Als die Sonne die weiße Seidenhaut des Rückens so unbarmherzig sengte, legte sie sich auf den Magen und plätscherte und lief auf dem Strande umher, bis sie wieder trocken war.

Als sie an sich hinablickte, war der ganze Körper mit einem feinen weißen Puder bedeckt, so salzig war das Meer. Wo sie sich mit den Fingern berührte, blieb ein Zeichen zurück. Plötzlich besann sie sich auf ihre Umgebung und sah sich um.

Zimmer noch kein Mensch zu sehen.

Wie wunderbar war es doch, an dieser öden Küste zu stehen, die sie nicht kannte und an der sie nichts zu tun hatte! Sie gedachte schmerzlich der Heimat, der Mutter und Murs. Und wie möchte es Bleira gehen und dem Vater?

Sie trocknete eine Träne von jeder Wange. Dann aber tat sie einen tiefen Seufzer und sagte sich selbst, dies komme nur daher, daß sie Mabruka heute nicht bei sich habe.

Es war schon über eine Stunde vergangen, — worüber sie selbst sich jedoch keine Vorstellung machte, — als sie sich über die Sandbank wagte, die die steigende See wieder zu verschlingen im Begriffe stand, und die Wellen an sich heran kommen ließ.

Da hörte sie eine Stimme vom Lande und sah Abdallah oben auf dem Ufer stehen.

Er rief ihr zu, sich nicht weiter hinaus zu wagen, da der Grund plötzlich jäh abfalle; aber Sultana hörte ihn nicht. Sie war verlezt, daß er so plötzlich kam und sie überraschte, und ging weiter hinaus, um sich von dem Wasser verbergen zu lassen.

Als sie sich umwandte, kam Abdallah das steile Ufer herabgestürzt. Sie verstand seine Absicht falsch und begann sich zu fürchten. Sie war heute so erregt, daß das Geringste ihr Herzklopfen verursachte.

Das Wasser ging ihr nun ungefähr an die Brust. Da kam eine mächtige Woge ihr entgegengerollt. Sie fühlte, wie sie sie hob und trug. Sie wurde umgerissen und socht vergebens mit Armen und Beinen. Die Woge zog sie mit sich zurück. Sie fühlte ein behagliches Säusen vor den Ohren und im letzten Augenblick einen kräftigen Griff in ihr Haar. Dann nichts mehr.

Als sie wieder erwachte, lag sie im Sande, eingehüllt in Abdallahs Bernus.

Sie fühlte einen schneidenden Schmerz und bat ihn sich zu entfernen.

Er küßte sie mit einem wunderlichen Lächeln und ging seiner Wege.

Als er fort war, schlug sie den weißen Bernus beiseite und erschraf. —

Als sie am späten Nachmittag zurücksegelten, lag sie bleich und verwirrt im Hintersteven des Bootes und dachte nur an den getöteten Delfin.

Abends, als sie sich Sfax näherten, segelte eine ganze kleine Flotille illuminiertes Boote ihnen entgegen. An Bord waren sowohl Nissauias wie Kadrijas, die den Marabu aus Gassa ehren wollten.

Den ganzen nächsten Tag verbrachten die Neuvermählten in Hamzas trotz all seinem Verfall noch prachtvollen Hause.

Mabruka war wieder bei ihnen.

Aber Sultana weinte von Morgen bis Abend — keiner wußte warum.

XII.

Bei Sonnenuntergang des vierten Tages langte die kleine Hochzeitskarawane in El Gattar an, das zwischen Djebel Orbatas und Djebel Verdas ragenden Gipfeln in der Nähe eines Salzsees liegt und von wo aus sie nur eine kleine Tagereise nach Gassa hatten.

Für Sultana war die Reise anstrengend genug gewesen.

Sie und Mabruka waren auf je einer Seite desselben Kamels gesessen, vollständig verhüllt von einem ausgespannten Baldachin aus rotem gestreiften Seidenstoff.

Dies kleine Zelt sammelte nicht nur ihre eigene Körperwärme und die des Kamels, sondern wurde überdies von den unbarmherzigen Sonnenstrahlen wie ein Treibhaus durchglüht. In der drückenden Hitze hatte die von dem Paßgang des Reitieres hervorgerufene rüttelnde Bewegung des Unterkörpers, die anfänglich ganz angenehm war, auf die Dauer leicht Ueblichkeiten im Gefolge.

Von den Landschaften, die sie durchzogen, bewahrte Sultana nur eine schwache Vorstellung. Sie konnte durch ihr kleines Guckloch nicht viel sehen, und was sie sah, erschien ihr einförmig und ohne großes Interesse.

Als sie nach einem langen Ritt durch die unbergleichen Oliven- und Obstwäldungen, die Sfax in meilenweitem Umkreis umgeben, die Steppe der Nomaden vor sich liegen sahen, schlug das Unbekannte ihr entgegen mit einem beklemmenden Gefühl rauhen und trüben Ernstes.

Nur hier und da erblickten sie die Stoppeln eines gemähten Kornfeldes. Der Beduine ging schon hinter dem Pfluge, der mit einem Kamel, einem Esel oder dem Weibe des Pflügenden, zuweilen aber auch mit einem Esel und dem Weibe bespannt war. Der größte Teil der Landstreden aber schien nie den Pflug gekannt zu haben. Hier schoß das grobe Galfagas von selbst empor, wenn die allzu spärlichen Regengüsse es erlaubten, oder welkte, vom Scirocco versengt, dahin. Da und dort stand eine einsame vergessene Olive und rang ihren tausendjährigen Stamm, wie in nie versiegendem Schmerze ob dieser Landschaft, deren üppige Gärten und

reiche Kultur die wilden Araberhorden zerstampft hatten. Es schien ein reines Wunder, wenn da und dort ein paar Karuben standen, düster die dunkeln Köpfe zusammenstehend. All diese Blumen und Büsche, die die Landschaft mit ihren Farben belebten, gehörten zu jenen Gattungen, deren Fortkommen am deutlichsten von vernachlässigtem Boden und schlechter Landwirtschaft spricht. Wo die Zwergpalme ihren Fächer entfaltet und der zudringliche Asfodelos seine Kerzen entzündet, da weiß man im voraus, daß der Bauer seine Sache nicht versteht und daher nicht reich werden kann. In ihrer Gesellschaft gedeiht der blaue Rosmarin und der goldene Ginster. Der Zentiscus befindet sich wohl in ihrer Nähe. Was aber soll der Beduine mit ihnen allen? Dieselbe Frage schienen die mageren Kühe zu stellen, die vor breiten schwarzen Zelten oder niederen, ganz aus Stroh errichteten Hütten standen und die Karawane mit verhungerten Augen anglohten.

Abdallah ritt einen schneeweißen Hengst, den er oft galoppieren ließ, um seine Reitkunst zu zeigen. Wenn er zurückkam, ritt er an die Seite des Kamels, auf dem Sultana saß und machte sich ritterlich um seine junge Frau zu schaffen.

In seiner Abwesenheit vertrieb Sultana sich meist die Zeit, indem sie mit Mabruka über die Dahingeblichenen und das nun Kommende plauderte. Tagsüber war sie immer guten Mutes. Die Abwechslung der Reise und Mabrukas Trostworte zerstreuten die Gedanken. Gegen Abend aber wurde sie gedankenvoll und schweigsam. Es überlief sie kalt, wenn Mabruka sich entfernte. Und was Abdallah auch sagte und tat, wie sanft er redete, welche Gaben er ihr reichete — Sultana weinte, wenn er eintrat.

Sie bat ihn um Verzeihung und sagte, sie wisse selbst nicht, warum sie weine.

Es war nichts an ihm, was sie abstieß. Ja, den ersten Morgen, als sie ihn mit zusammengebissenen Lippen seinen bäumenden Hengst zügelte, hatte es sie süß durchbebt, und sie hatte vor sich hingelüster: ich liebe ihn.

Aber der Schrecken, den er ihr während ihres Ausflugs nach Kerkenna eingeflößt, was als geheimnisvolle unbezwingliche Angst in ihrem Herzen stehen geblieben. Er machte sie gegen seinen Willen, ja gegen ihren eigenen Willen nervös und ängstlich, sobald er sich bloß näherte.

Vielleicht trug auch ihre wachsende Ehrfurcht dazu bei.

Je weiter sie ritten, einen desto stärkeren Eindruck erhielt sie von dem Ansehen und der Macht ihres Gatten.

Sie hatten bisher keine Nacht in den am Wege liegenden Fonducken verbringen müssen, deren ärmliche, von Ungeziefer wimmelnde Stuben Sultana Abscheu eingeflößt hätten. Wohin sie kamen, war ihnen das Gerücht vorausgeeilt, und ringsum in den Duaren wetteiferten die vornehmsten Männer um die Ehre, den Marabu und seine junge Frau zu beherbergen, deren väterlicher Name in diesen Gegenden noch guten Klang besaß.

Langen Weges kamen die Beduinen herbei, um Abdallah zu begrüßen und ritten wieder fort, glücklich, den Bispel seines Mantels geküßt zu haben.

Von Sar aus waren sie nur von vier Kameltreibern begleitet gewesen, welche die mit Abdallahs Gepäckstücken vollbelasteten Kamele führten. Am letzten Nachmittage aber schlossen alle Beduinen, die zur Huldigung Abdallahs erschienen waren, sich der Karawane an. Als sie in El Gattar einritten, folgte ihnen eine ganz impavierende Reiterchar.

Nachts sollten sie unter dem Dache eines der Vornehmen des Dorfes schlafen.

Aber Sultana schloß vor Spannung kein Auge. Etwas Ungewöhnliches schien ihr bevorzustehen. Von allen Seiten war Lärm und Spektakel zu hören wie beim Zusammenströmen großer Menschenmengen.

Mabruka durfte bei Sultana bleiben, während Abdallah nicht zu sehen war.

In aller Frühe störte Sultana das Glucksen und Gackern der Beduinenweiber, die herbeigekommen waren, um der Braut zu huldigen, und ihre Neugierde nicht mehr zu bezwingen imstande schienen.

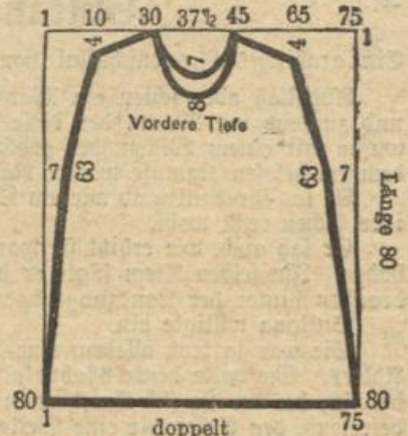
Die Frauen des Hauses bewirteten sie mit schwarzem Kaffee und feinem, mit Kanel und Anis gewürztem Backwerk, während sie, offenbar von dem aufrichtigsten Reide erfüllt, unermüglich ihr Glück priesen.

(Fortsetzung folgt.)

Kinderkleider.

Von Lola Haase.

Schnitt für ein 10—11 jähriges Mädchen.



Mittelleid für Mädchen bis 14 Jahren.

Material für ein zehnjähriges Mädchen 1,50 Meter in 80 Zentimeter breitem Stoff. Das einfache, doch sehr reizvolle Mittelleid besteht nur aus zwei gleichen Keilen, die seitlich und auf der Achsel durch Nähte verbunden werden. Die Gürtelschnur ist durch zwei auf die Seitennähte aufgesetzte Stoffpangen geleitet. Die untere Bordüre ist im Stoff eingewebt. Am besten eignet sich für das Kleidchen einfarbiger, bordürter Wollmuffelin. Er ist leicht waschbar, darf jedoch nur in lauwarmem Seifenwasser gewaschen werden. Hellblauer oder rosafarbener Jephyr oder Batist ist ebenfalls dankbar.

Das Vörtchen um den Halsrand besteht aus schmalen, dunklen Hängeperlen, die man an einem schmalen Batistbändchen in kleinen Zwischenräumen annäht, während man das Bändchen auf der Innenseite am Halsausschnitt befestigt, so daß nur die Perlen sichtbar sind. Die Vorte gibt es auch fertig zu kaufen.

Kleidchen mit Unterbluse.

Das Kleidchen mit angeschnittenen Ärmeln besteht aus einem Stück und wird im Bruch längs der vorderen Mittellinie zugeschnitten. Außerdem ist für den 7—10 Zentimeter breiten Mansaumstoff zuzugeben. Vor dem Zusammennähen wird der Stoff mit schmalen Bändchen oder Soutache, wie dies das Modell zeigt, benäht. An der Rückennaht bleibt der Schlitz offen. Das Kleidchen kann auch ohne Schlitz verarbeitet werden und wird dann einfach über den Kopf gezogen. Den Ausschnitt ändern muß je ein Stoffstreifen schmal gegengestept werden und der untere Saum wird 7—10 Zentimeter umgestept.

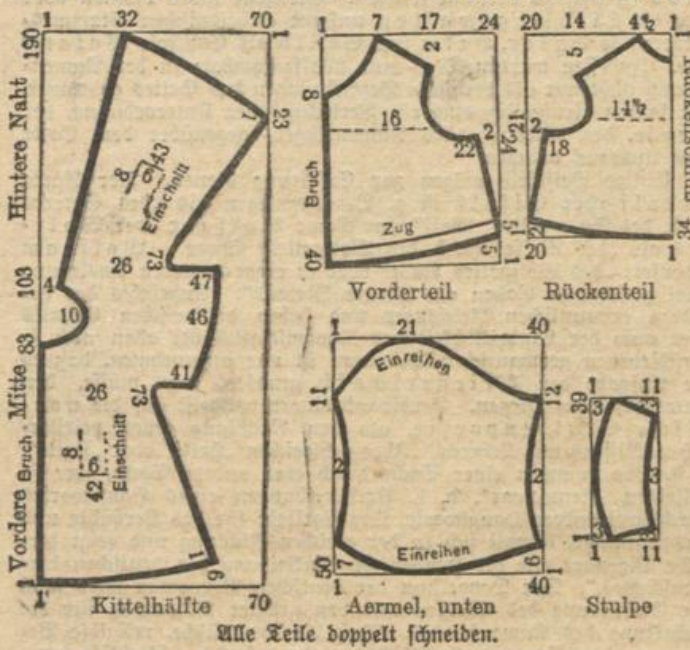
Die Einschnitte auf dem Vorder- und Rückenteil werden mit gegengestepten Stoffstreifen sauber gemacht. Man leitet der Abbildung gemäß die Schärpe aus etwa 15 Zentimeter breitem Seidenband hindurch, die rückwärts zur Schleiße gebunden werden kann. Es kann aber auch ein einfacher Ledergürtel durchgezogen werden. Die Unterbluse fertigt man mit rückwärtigem Knopfschluß. Die an ihrem oberen und unteren Rand eingereichten Blusenärmel treten je in die doppelte Stofflage eines 5 Zentimeter breiten Bändchens, das, gleich dem halbfreien Ausschnitt der Bluse mit eingereichten Spitzchen abschließt. Der untere Blusenrand er-



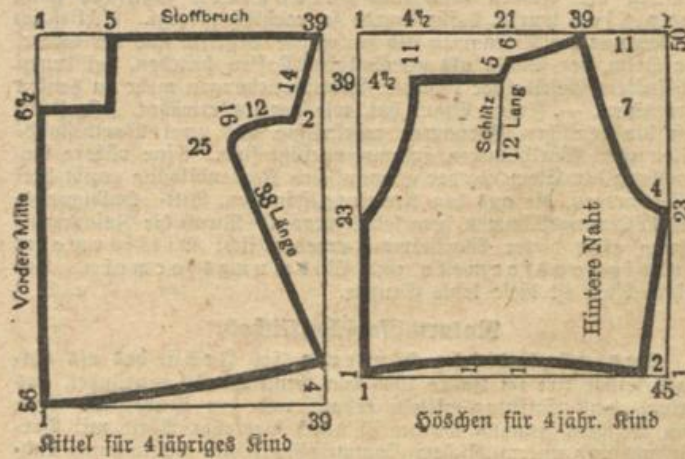
hält einen Zugsaum. An Stelle der Bluse kann auch ein Sweater untergezogen werden. Soll das Mittelleid ohne Unterbluse getragen werden, so muß der Ausschnitt kleiner zugeschnitten werden. An Material wird gebraucht zur Bluse: 1 Meter weißer Batist und 1 Meter Spitze, 4—8 Zentimeter breit, zum Kleidchen: 1 1/4 Meter

doppeltbreiter Wollstoff, zirka 1 Meter 50 Zentimeter Seidenband, 15 Zentimeter Breite, zur Schärpe oder einfacher Ledergürtel.

Reidchen und Bluse für 10-11jähriges Mädchen.



Alle Teile doppelt schneiden.



Kittel-Anzug für kleine Knaben

Der Anzug hat unten mit Zugsaum versehene Beinkleider, an denen oben, wie die Zeichnung zeigt, ein Schlitze offen bleibt, dem die Taschen einzufügen sind. Wer darin nicht geübt ist, tut am besten, ein vom Schneider gearbeitetes Beinkleid als Vorlage zu nehmen. Die vorderen Ränder erhalten verdeckten Knopfschluss. Hierfür ist dem linken vorderen Rande ein etwa 5 Zentimeter breiter Futterstoffstreifen verfürzt gegenzunähen; der Rand wird dann abgesteppt. Hierauf schneidet man nach der vorgezeichneten Linie zwei Teile aus Oberstoff und zwei aus Futterstoff, näht die für die Knopfschlitze bestimmten Teile am geraden Rand, die für die Knopfschlitze am gerundeten Rand verfürzt zusammen und steppt sie

ab. Dann wird die Knopfschlitze mit dem Oberstoff nach dem Beinkleid gerichtet links untergesteppt, nachdem 3-4 Knopflöcher eingestürzt sind und die Knopfschlitze rechts verfürzt angesteppt. Das Beinkleid wird vorn dem aus doppeltem Futterstoff gefertigten Leibchen mit Rückenabschluss fest aufgesetzt, rückwärts knöpft es mit feinen 3-4 eingearbeiteten Knopflöchern.

Der Kittel kann mit rundem oder viereckigem Ausschnitt bearbeitet werden. Auf der linken Schulter ist ein zirka 8-10 Zentimeter langer Schlitze anzubringen, der mit 2-3 kleineren Knöpfen oder mit Druckknöpfen verdeckt geschlossen wird. Ein dreifingerbreiter andersfarbiger Besatzstreifen wird am unteren Saum und am Ärmel und Halsrand aufgesteppt. Der Kittel kann mit einer Schnur oder Gürtel, der durch zwei seitlich aufgesetzte Spangen geleitet wird, gehalten werden. Wie die Zeichnung zeigt, besteht der Kittel nur aus einem Stück Stoff, der außer den beiden Seitennähten keine weitere Naht hat. Beim Zuschneiden ist also der Stoff auf der Schulterlinie heranzuschlagen.

(Nachdruck verboten.)

Aus der Jugendzeit.

Eine zeitgemäße Erinnerung.

Zufällig ersehe ich aus einem Zeitungsblatt, daß sich unter jenen, die jetzt über die armen Vergarbeiter, die sich beim Streik vergangen haben sollen, zu Gericht sitzen, auch ein alter Bekannter von mir befindet. Ich drücke mit ihm zusammen die Schulbank. Er hat inzwischen Karriere gemacht und ward dazu ausersehen, die beleidigten Stützen des hl. Grubenprofits zu rächen. Er scheint sein Amt mit Eifer zu versehen. Manche Woche, manchen Monat Gefängnis verhängte sein Urteilspruch über jene Sünder, die ein „Pfui!“ gerufen, vor einem „Arbeitswilligen“ ausgespuckt hatten.

Dabei fällt mir eine Geschichte ein. Sie liegt nun schon eine Reihe von Jahren zurück; sie stammt aus jenen Tagen, da wir noch gemeinsam das Gymnasium in B. besuchten. — Ursprünglich befanden wir uns in verschiedenen Klassen, der jegliche Herr Amtsrichter und ich. Der Jahrgang, dem wir beide angehörten, war in zwei Parallelklassen geteilt worden. Als wir aber tertiareif geworden, waren beide Klassen so zusammengeschmolzen, daß die Direktion beschloß, sie zusammenzulegen.

Es war, als ob hier zwei verschiedene Welten zusammenkämen. Die Klasse, der ich angehörte, hatte stets auf eine gewisse Ehrlichkeit gehalten. Sicher hatten auch hier einmal einzelne Kameraden abgeschrieben oder sonstwie „gemogelt“. Aber das waren doch nur Ausnahmen. Im allgemeinen hielt man es jedoch für vertuschlich, den Lehrer zu betrügen und die Kameraden zu übervorteilen. Nun, da wir mit der anderen Klasse zusammenkämen, zeigte sich bald, daß dort ein ganz anderer Geist herrschte. Die halbe Arbeit beruhte dort auf einem wahren System von Zusetzereien, Abschreibereien und Betrügereien aller Art. Es war erstaunlich, welche Mittel und Wege man ausgenutzt hatte, um die Lehrer übers Ohr zu hauen und mit möglichst wenig Mühe möglichst gute Zeugnisse zu erhalten. Noch staunenswerter beinahe aber schien, daß sie darin alle einig waren, vom „Prinns“ bis zum Letzten hin. Jeder unterstülzte den anderen.

Nun kamen wir hinzu. Und siehe da, — es dauerte gar nicht lange, so waren die Unrigen in alle Geheimnisse eingeweiht und — machten mutig mit. War es der Reiz des Verbotenen, war es die Bequemlichkeit, die lockte, — jedenfalls ging es überraschend schnell und glatt. Es kam allerdings dazu, daß die Methode des Lehrers, der bislang unsere Parallelklasse geführt hatte und uns nun mit übernahm, Durchsetzereien geradezu herausforderte. Er war von einer geradezu unverständlichen Sorglosigkeit, bei der aber wohl auch sein Bedürfnis nach möglichst wenig Arbeit und Aufregung mitsprach. Um nur eins hervorzuheben: Wenn wir Extemporalia geschrieben hatten, jene Arbeiten, auf die sich in erster Linie unsere Zeugnisse gründeten, so korrigierte er die nicht selber. Er ließ vielmehr die Arbeiten einfach in der Klasse verteilen, so daß jeder die seines Nachbarn erhielt, las das Richtige vor und verlangte, daß jeder die Fehler seines Kameraden anstrich. In welcher Weise das geschah, läßt sich denken. Drei Viertel verbesserte man stillschweigend, und nur ein Viertel strich man an, damit kein Verdacht entstände. Wenn aber, wenn er sein Best nun zurückerhielt, dieses Viertel angestrichener Fehler noch zu hoch erlitten, der — gab einfach eine geringere Zahl an, wenn der Lehrer die Namen aufrief, um hinter sie die Fehlerzahl in das Klassenbuch einzutragen.

Ich war der Einzige, der nicht mitmachen wollte. Mein kindlich frommes Gemüt, auch wohl ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl, weil ich als Erster meiner alten Klasse immer eine Art Vertrauensstellung eingenommen hatte, fräuteten sich gegen diese Betrügereien. Es wurde mir aber nicht leicht. Ich sah, wie die anderen alle vorzüglich abschritten. Ich blieb nicht selten hinter ihnen. Mir verbesserte keiner Fehler in meinen Arbeiten, — weil ich es in dem Heft meines Nachbarn auch nicht tat. Während dieser dann aber bei der Angabe seiner Fehlerzahl für das Klassenbuch eine ihm passend erscheinende Zahl verschwie, fühlte ich mich verpflichtet, auch die ganze Zahl zu nennen. Ich arbeitete in jenem Halbjahr strammer als je. Aber so wenig Fehler zu machen wie die anderen — angaben, brachte ich doch in vielen Fällen nicht fertig.

Ich weiß nicht mehr, ob ich den anderen moralische Vor-

haltungen gemacht und sie vielleicht dadurch noch besonders aufgebracht habe. Aber auch ohne das mußte ich mit ihnen in Konflikt geraten. Solange einer unter ihnen war, der nicht am gleichen Strang zog, konnten sie sich nicht sicher fühlen; sie mußten fürchten, daß ich einmal der Angeber würde. Ich habe keinen berpöht, — aber die Gefahr bestand, ich könnte es tun, zumal wenn ich ihnen gegenüber noch mit meinen Arbeiten ins Hintertreffen geriet. Und der Hauptführer und Heher gegen mich war erklärlicherweise mein Nachbar, dem ich keine Fehler forrigierte und keine Zettel hinschob, keine Zahlen vorfasgte; kein Abschreiben gestattete. Und dieser mein Nachbar war — der Herr, der jetzt in Wochum zu Gericht sitzt.

Sie redeten täglich auf mich ein, ich sollte doch mitmachen. Und als es im Guten nicht half, versuchten sie es mit Drohungen. Da höre ich etwa noch eine wohlbekannte Stimme: „Ein Schuß bist Du! Ein elendiger Schuß! Aber warte mal, wenn Du mich noch einmal sitzen läßt! Die Knochen hau' ich Dir kaput! Oder wenn es Dir einfallen sollte, zu pfluffen! Wage es nur mal! Anderen in den Rücken fallen, — ah, phui!“ Ich meine, es ist dieselbe Stimme, die jetzt in Wochum die Urteile fällt. . . . Und ich sehe geballte Fäuste; ich sehe, wie dieser und wie andere vor mir ausspeien. . . . Ich erinnere mich noch, wie sie beschlossen, kein Wort mehr mit mir zu wechseln und nicht mehr mit mir zu spielen.

Ich litt schwer darunter und habe viel mit mir gekämpft. Den Ausschlag gab der Tag, an dem wir die Zeugnisse erhielten: Ich war Fünftler geworden. Der Vater war darüber furchtbar aufgeregt, die Mutter weinte: da opferten sie das viele Geld, machten sich so viel Sorgen und Entbehrungen, und nun finge ich an, lässig und faul zu werden. . . .

Da fasgte ich den Beschluß, auch mitzumachen. Die Solidarität ward vollkommen. Der Herr Amtsrichter — damals noch in kurzen Hosen — sah sich am Ziel. Er hatte den Letzten soweit, daß er mithalf, die Brüde bilden, über die er nun bequem und ohne übermäßige Verachtung von Gehirnanstrengungen seinen Weg durch die Klassen und durchs Examen gehen konnte, um das hohe Ziel zu erreichen, königlich preußischer Richter zu werden und im Wochumer Gerichtssaale strenge Urteile zu fällen gegen jene, die es wagten, den Kampf gegen die heiligsten Güter der Nation, gegen den Gelfchrank und den Herrenstandpunkt der Grubenbarone zu führen und die anderen, die ihnen dabei in den Rücken fielen, durch Pfuirufe und Ausspuden in ihrer Ehre zu kränken.

Nun gewiß, man kennt ja schon lange den Spruch: Wenn zwei daselbe tun, so ist es nicht daselbe. Die Karriere eines vermögenden, aber leider nicht übermäßig begabten Kindes aus „bester Familie“ kann Mittel rechtsfertigen, die bei einem Kampf schmutziger Vergnappen um ihre paar Groschen Lohnausbesserung vertwerflich erscheinen. Und überdies, bei diesem handelte es sich um den Zwang zur Teilnahme an einem Streik, jenem sozialdemokratischen, mit wahren Patriotismus undereinanderem Kampfmittel — und damals galt es nur ein bißchen Mogelei und Verrügerei, die keinen wahren Patrioten schändet. . . .

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Germanische Namengebung. Wohl bei allen Naturvölkern ist der Ursprung ihrer Rufnamen auf religiöse Vorstellungen zurückzuführen. Mit Beziehung auf die Germanen hat das schon Jakob Grimm ausgesprochen: „Erst der heidnische Glaube verständigt uns den Sinn alter Eigennamen, die kein roher Zufall hervorbrachte.“ Trohdem mochte man nicht von der herkömmlichen Auffassung abgehen, daß die deutschen Vornamen „Musterbilder des Lebens“ seien. Erst neuere Untersuchungen durch Franz Stark, Ferdinand Knull, Guido von List, A. Wähniß, F. Gehring, Kahle und Ferdinand Knorr haben das Dunkel, das über der Entstehung und Bedeutung germanischer Vornamen ruhte, gelichtet. Und gerade Knorr hat in einem interessanten Werkchen: „Germanische Namengebung“ (Eberhard Fromme's Verlag, Berlin) den gegenwärtigen Stand der deutschen Namensforschung präzisiert und diese Materie durch Hunderte von Beispielen bereichert. Die oben berührte irrümliche Auffassung konnte nur Platz greifen, weil man ein sehr wichtiges Moment außer acht gelassen hatte: die erhebliche Veränderung, die gerade die germanischen Sprachen in Mitteleuropa — bedeutend weniger in skandinavischen Norden — seit dem Beginn der historischen Zeit erfahren hat. Da sind nicht bloß viele Wortstämme verloren gegangen, sondern es hat sich auch bei den uns erhalten gebliebenen der Sinn gänzlich verändert; und ferner sind auch viele Namen selbst verstümmelt worden. So hat sich aus einer steten Heranziehung des nordischen Sprachschates erwiesen, daß z. B. die nur einstämmigen *Roseformen* durch Kürzung oder durch Verschmelzung *doppelstämiger* Namen entstanden sind. Nicht weniger schwierig lassen sich die meisten doppelstämigen Namen durchschauen oder erklären, wie etwa der Name *Oswald* („Der Ase walte“), weil beinahe immer eine dunkle mehrdeutige Verschleierung des Namensinhalts von Hause aus beabsichtigt gewesen zu sein scheint. Einmal scheute man sich, Götternamen direkt auszusprechen, weshalb zu schmüdenden Beiwörtern gegriffen wurde. Und das andere Mal verwendete man religiöse Symbole, z. B. das *Tierhmbol*, das

menßliche Züge zu verleihen sich scheute; so hatte z. B. der *Wolff* den Schlachtengott *Wotan* (Odin), der *Bar* den Donnergott *Donar* (Thor), der *Eber* den Frühlings-, Jagd- und Liebesgott *Froh* (Frehr) zu verfinnbildlichen. Gleichem Zweck dienen aber auch die Lieblingswaffen unserer altheidnischen Stammesvordern; so *Speer*, *Helms* und *Schild* als Symbole *Wotans* usw. In dessen wurden Tier- und Waffensymbole in der Namengebung nicht nur als verhüllte Bezeichnungen des Gottes gebraucht. Sie sollten gleichzeitig auch ein Verhältnis der Unterordnung, der Hingabe, der Widmung des Namensträgers gegenüber dem Gotte zum Ausdruck bringen.

Einige Beispiele mögen zur Erklärung dienen. Der Name *Gerolf* oder *Gisolf* ist z. B. auszuliegen als „des Speeres (d. h. des Speergottes) *Wolff*“, der Name *Wolfer* oder *Wolfgis* als „des Wolfes (d. h. des Wolfgottes) *Speer*“. *Wolfram* bedeutet: „des Wolfgottes *Rabe*“ oder in einer weiteren Auslegung „Sei gleich dem Raben ein Diener *Wotans*“. Angesichts des geradezu erstaunlichen Reichturns und hohen dichterischen Gehalts aber auch der Einheitslichkeit des Namensschates bei allen noch so verschiedenen germanischen Stämmen ist nur anzunehmen, daß es die Aufgabe der Priesterschaft gewesen sein müsse, den Namenschat zu pflegen. Ferdinand Knorr verweist auf die nordische Skaldenpoesie, als den Nachklang jenes priesterlichen Wissens und Lehrens. „Ihre zahlreichen „*Heiti*“ oder „*Heite*“, d. h. Benennungen einer Sache durch eine andere Sache, ihre so beliebten „*Kenningar*“, d. h. Umschreibungen eines Hauptwortes durch zwei andere Hauptwörter, ihre Vorliebe für das Verhüllte und Doppelsinnige, bewegt sich in der gleichen Richtung und zeigt dieselbe Eigenart wie die symbolische Einleidung des deutschen Namensschates.“ Der Doppelsinn der deutschen Vornamen wird nach der Einführung des Christentums von größter Bedeutung für die Erhaltung des Namensschates. Daß die symbolische, religiöse Bedeutung der Namen allmählich verdunkelt, schließlich ganz vergessen wurde, dafür wurde ja reichlich gesorgt. Schließlich blieben nur die Tiernamen als zoologische Begriffe und der *Speer*, der *Helms*, der *Schild* als gewöhnliche Waffen bestehen, bei denen sich spätere Geschlechter keinerlei Nebenbeziehungen mehr zu denken vermochten. — Franz Stark hat, wie bereits erwähnt, festgestellt, daß die deutschen Vornamen regelmäßig aus zwei Wortbestandteilen oder Wortstämmen zusammengefügt sind. Eine nähere Betrachtung der Elemente der germanischen Namensbildung ergibt drei Gliederungen, die aus den Anrufungstämmen, *Vitt*-, *Guldigungs*- und *Widmungstämmen* hergeleitet werden. Durch die Zusammenfügung aller dieser Wortstämme ergeben sich: *Vittformeln*, *Guldigungsformeln* und *Widmungsformeln*. Am zahlreichsten ist diese letzte Gruppe. . . . e. k.

Naturwissenschaftliches.

Das phyletische Museum in Jena, das als einziges seiner Art im Jahre 1908 von Ernst Haeckel gegründet, aus Privat- und Stiftungsmitteln erbaut und der Universität Jena zum Geschenk gemacht wurde, ist durch Professor Plate mit Verständnis und unermüdlichem Sammeleifer seiner Bestimmung ermöglicht zugesehrt worden. Es unterrichtet über die Fragen der Deszendenz und Selektionslehre in instruktiver Weise, soweit sich diese Dinge durch Schauobjekte darstellen lassen. Namentlich der Biologie der Menschenaffen im Vergleich zu den Menschen und niederen Affen ist besondere Beachtung geschenkt worden. Die Paläontologie mit ihren reichen Funden aus vorgeschichtlicher Zeit ist mit herangezogen, da aus den Erscheinungen der Vorwelt wichtige Aufschlüsse für die Erkenntnis zu gewinnen sind. Auch die Vorgänge der embryologischen Entwicklung sind in schönen Präparaten und Nachbildungen vor Augen geföhrt; denn die Entwicklung des Einzelindividuums ist ja nach den Ergebnissen der neueren Forschung eine abgekürzte Wiederholung der Stammesentwicklung. Wir sehen weiter die merkwürdigen Erscheinungen der Schulfärbung und der Mimikry, die Tatsachen der Anpassung der Tiere an ihre besonderen Lebensbedingungen und Gefahren, und eine wirkungsvolle Gegenüberstellung der in der Natur so häufig vorkommenden erzeßiven Bildungen, wo groteske Vergrößerungen ursprünglich zweckmäßiger Organe sich herausgebildet hatten. Ebenso interessant sind die rudimentären Organe, deren Verkümmern auf jahrelangem Nichtgebrauch zurückzuführen ist.

Große Sorgfalt wurde dem Nachweis gewidmet, wie schwankend der zoologische Artbegriff ist, von dem die Beurteilung der deszendenztheoretischen Tatsachen in hohem Maße abhängt. Hier sind allerdings dem Laien ganz überraschende Erscheinungen zusammengestellt, und alles ist sowohl für den gebildeten Nichtfachmann wie für den angehenden Zoologen und Mediziner so klar erläutert, daß man von einem Studium dieses Museums eine große Erweiterung seiner naturkundlichen Erkenntnisse zu erwarten hat. Vorzugsweise auch die neueren Forschungen über Gesehe der Vererbung, Erbformel, Bastardierung und dergleichen, werden hier in einer Weise vermittelt, daß der Besucher einen Einblick in diese interessanten Ergebnisse des biologischen Studiums gewinnt. Es sind da unter anderem die neuen Ergebnisse, die auf Professor Plates Studien zurückzuführen sind, an der Färbung von Mäusen dargetan. An botanischen und paläontologischen Objekten verdient das Museum noch Vereicherung, die nun wohl, nachdem es seiner Bestimmung zugesehrt worden ist, sich leicht zusammenfinden wird.